

PAUL WALTERSBACHER (HRSG.)

DIE RACHE DES INDIANERS

und andere spannende
Geschichten neu entdeckt



Christliche Schriftenverbreitung
Postfach 10 01 53, 42490 Hückeswagen
www.csv-verlag.de

Die Bibelstellen sind nach der im gleichen Verlag erschienenen „Elberfelder Übersetzung“ (Edition CSV Hückeswagen) angeführt.

1. Auflage 2019

© by Christliche Schriftenverbreitung, Hückeswagen, 2019

Layout: Sonja Faschinger

Satz: Christliche Schriftenverbreitung

Umschlagillustration und -gestaltung: Sonja Faschinger

Druck: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm

ISBN: 978-3-89287-735-6

www.csv-verlag.de

INHALT

Die Rache des Indianers	4
Der Schatz im Kerker	18
Mit Blut bezahlt	26
Gottes Liebe überwindet	38
Die Macht des Kreuzes	46
Wie der Regen kam	58
Wie Wolf Skin das Vergeben lernte	64
Der schwarze Peter	76
Joe, der Indianer	90
Das Pfand	100
Häuptling Nanabasu	110
Wie Maskepetun seinem Todfeind vergab	118

Die Rache des Indianers



Vor vielen Jahren stand in einer Ansiedlung im fernen Westen Nordamerikas ein kleines, aber gefälliges Wohnhaus, das einem Kolonisten namens William Sullivan gehörte. Er war von Geburt Engländer, lebte aber schon lange in Amerika und hatte es durch fleißige Arbeit zu einem gewissen Wohlstand gebracht.

Das Haus lag in der Nähe eines Flusses auf einer kleinen Anhöhe. Nicht weit davon entfernt stand eine große Sägemühle. Im Süden und Westen lagen prächtige, mit Kirsch- und Pfirsichbäumen bestandene Gärten, an die sich wohlbebaute Weizen- und Maisfelder und Weideplätze anschlossen. Gegen Norden und Osten breiteten sich üppige Fichtenwälder aus.

Dort lagen auch die reichen Jagdgebiete, in denen unser Kolonist nach eingebrachter Ernte mit seinen Freunden auf die Jagd ging. Er war ein erfahrener Jäger und tüchtiger Schütze, der nie ohne gute Beute nach Hause zurückkehrte.

In der damaligen Zeit war das Verhältnis zwischen den weißen Einwanderern und den indianischen Ureinwohnern des Landes anders als heute. Die Indianer waren noch viel zahlreicher und wegen ihrer kriegerischen Gesinnung gefürchtet. Jedoch kamen sie selten bis zu den Ansiedlungen der Weißen.

An einem schönen Juniabend konnte man vor seiner Wohnung die große, kräftige Gestalt Sullivans

beobachten, der eifrig damit beschäftigt war, seine Sensen für die nahende Heuernte zu schärfen. Sein von der Sonne verbranntes Gesicht wirkte freundlich und offen. Er war als gutmütig bekannt. Nur hatte er als Engländer leider eine unüberwindliche Abneigung gegen die Amerikaner und geradezu einen Hass gegen die Indianer, die in seinen Augen nichts als fremde Taugenichtse waren.

Sullivan war so in seine Arbeit vertieft, dass ihm das Nahen eines hochgewachsenen Indianers in Jagdkleidern völlig entging, der sich nur mühsam aufrecht halten konnte. Plötzlich hörte er die bittenden Worte: »Will mein weißer Bruder einem müden Jäger etwas zu essen und Platz zum Schlafen geben?«

Der Kolonist fuhr auf, und als er einen der verhassten Indianer vor sich sah, rief er barsch: »Fort, du Hund! Du bekommst nichts!«

Das Auge des Indianers sprühte Blitze, doch er bezwang sich und wiederholte seine Bitte: »Ich bin sehr hungrig. Schon lange habe ich nichts gegessen. Gib mir nur **ein** Stück Brot! Weiter verlange ich nichts.«

»Mach, dass du fortkommst, Hund!« rief der Farmer noch einmal. »Ich hab' nichts für dich!«

Der Zorn über die wiederholte Beleidigung kämpfte im Herzen des Indianers mit seinem Hunger und seiner schrecklichen Ermüdung. Aber die Not gewann schließ-

lich die Oberhand. Noch einmal bat er mit matter Stimme: »Gibst du mir wenigstens etwas zu trinken?«

Doch auch diese Bitte wurde von dem Mann, der sich Christ nannte, abgewiesen. Mit höhnischer Gebärde wies er auf den nahen Fluss.

Der Indianer sagte weiter nichts. Seine Augen funkelten, aber wortlos wandte er sich um und schleppte sich an das Ufer des Flusses. Seine wankenden Schritte und mehr noch die dreimalige Wiederholung seiner Bitte waren der Beweis dafür, dass Hunger und Erschöpfung den Gipfelpunkt erreicht hatten.

Glücklicherweise hatte die Unterhaltung einen Zeugen gehabt, und das war die Frau des Kolonisten, die im Zimmer ihre kleine Tochter in den Schlaf gewiegt hatte. Sie hatte die harten Worte ihres Mannes und die flehentliche Bitte des Indianers gehört. Als er wegging, war sie ihm mit den Augen gefolgt. Sie hatte auch bemerkt, wie er dann in der Nähe des Flusses zusammengebrochen war.

Der Farmer hatte inzwischen seine Arbeit beendet und ging mit niedergeschlagenem Blick – sein Gewissen fing nun doch an, ihm Vorwürfe zu machen – zum Stall. Sobald er außer Sicht war, nahm die Frau eine Kanne Milch, wickelte Brot, ein Stück gebratenes Ziegenfleisch und einen gerösteten Maiskolben in ein Tuch und eilte damit zu dem Indianer.

»Will mein Bruder einen Becher Milch trinken?«, fragte sie freundlich, indem sie sich über den am Boden Liegenden beugte. Der Indianer öffnete die Augen, warf der Sprecherin einen dankbaren Blick zu und richtete sich auf, um zu trinken.

Die Frau holte die mitgebrachten Vorräte aus dem Tuch und bat den fremden Mann, zuzugreifen. Gierig fiel er über die Speisen her. Als er sich satt gegessen hatte, sagte er: »Karkutschi beschirmt die weiße Taube vor den Klauen des Adlers. Um ihretwillen soll den flügellosen Jungvögeln in ihrem Nest kein Leid geschehen, und ihr roter Bruder wird keine Rache suchen.«

Damit zog der Indianer ein Bündel Federn hervor und gab es der Frau mit den Worten: »Wenn der Mann der weißen Taube über die Jagdgründe der roten Krieger fliegt, soll er dies auf dem Kopf tragen.«

Mit diesen Worten wandte er sich um und war im nächsten Augenblick im Wald verschwunden.



Der Sommer war vorüber und der Herbst ins Land gezogen. Weizen und Mais lagen in der Scheune, und unser Farmer rüstete sich zur Jagd. Bisher hatte er dies stets mit Freuden getan, unbesorgt vor einem Überfall der Indianer.

Diesmal aber war ihm nicht wohl zumute. Der Indianer, den er im Frühjahr so hart, ja, grausam behandelt hatte, war ihm nicht aus dem Sinn gekommen. Er fürchtete nicht nur dessen Rache; sein eigenes Gewissen machte ihm mehr und mehr Vorwürfe. Ihm war klar geworden, dass er sich in seinem Egoismus sowohl an Gott als auch an einem Mitmenschen in Not schuldig gemacht hatte.

Am Tag vor dem Aufbruch zur Jagd teilte er seiner Frau seine Befürchtungen mit. Diese hörte ihn ruhig an, ging dann zu einem Kasten, holte daraus das Bündel Federn hervor und erzählte ihrem Mann alles von der Begegnung zwischen ihr und dem Indianer. Sie versuchte ihn damit zu beruhigen, dass er von diesem wohl nichts zu befürchten habe.

»Nein«, entgegnete William, »Indianer vergessen nie eine Beleidigung.«

»Aber wohl auch keine Wohltat«, erwiderte Marie. »Komm, ich will dir diese Federn auf deine Jagdmütze nähen. Wir dürfen doch auch mit Gottes Schutz rechnen.«

Nach einer Pause fuhr sie leise fort: »Ich habe allerdings in letzter Zeit manchmal daran denken müssen, dass wir beide in unserem Leben nie wirklich mit Gott gerechnet haben. Mein lieber Vater hat mich oft darauf hingewiesen: Gott muss uns laufen lassen,

wenn wir ihm den Rücken zukehren. Und ich glaube, dass wir Gott sehr vernachlässigt haben.«

Bei diesen Worten traten ihr Tränen in die Augen. Sie war die einzige Tochter eines gläubigen Seemanns und als Jugendliche hatte sie sich noch am christlichen Glauben ihrer Eltern orientiert. Doch in späteren Jahren hatte sich das geändert. Ihr Glaube, der wohl von Anfang an mehr Kopf- als Herzenssache gewesen war, hatte mehr und mehr einer oberflächlichen und weltlichen Einstellung Platz gemacht, und die Ratschläge des Vaters waren verblasst. Glücklicherweise war sie allerdings dadurch nicht geworden. In ihrem Herzen empfand sie mit der Zeit eine regelrechte Leere. Das einsame Leben in der Wildnis weckte mehr und mehr ein Angstgefühl in ihrem Herzen. Sie betete zu Gott. Aber würde der allmächtige Gott auf ihre Bitten antworten?

Immerhin, Gottes Gnade wirkte in ihr. Was sie in ihrer Jugend so oft zu hören bekommen hatte, wurde wieder in ihr lebendig. Erst heute, im Gespräch mit ihrem Mann, kam das zum Ausdruck. Es folgte noch eine längere Unterhaltung zwischen den beiden und an diesem Tag wurde das erste gemeinsame Gebet gesprochen. Auch die Erinnerung an die Begegnung mit dem Indianer mochte dabei eine gewisse Rolle spielen.

Am nächsten Morgen war herrliches Wetter. Kein Wölkchen trübte den Himmel. William Sullivan wirkte wieder um einiges fröhlicher. Die Angst war aus seinem Herzen gewichen und er hätte auch die Federn wieder von seiner Mütze genommen, wenn seine Frau ihn nicht so dringend darum gebeten hätte, das nicht zu tun.

Die Jagd war recht ergiebig, und der erste Tag verlief ohne jeden Zwischenfall. Am zweiten Tag aber verlor William bei der eifrigen Verfolgung eines Rehs die anderen Jäger plötzlich aus den Augen. Er hatte sich in einem Wald verirrt, der so dicht war, dass kaum ein Sonnenstrahl durch die dunklen Stämme und Äste drang. Orientierungslos streifte er den ganzen Tag umher. Es war fast Abend, als der Wald endlich durch die Strahlen der untergehenden Sonne heller wurde. Sullivan gelangte auf eine weite, von einem Fluss durchströmte Ebene, die mit Gras, hier und dort auch mit Gebüsch, bewachsen war. Vorsichtig spähte er um sich und schritt dem Fluss zu.

Seine Lage war alles andere als angenehm. Er war müde und hungrig, da er seit dem Frühstück nichts mehr gegessen hatte. Zudem war ihm die Gegend völlig fremd. Der Gedanke an die feindlichen Indianer, in deren Gebiet er sich nun zweifellos befand, war ebenfalls nicht dazu angetan, ihn ruhiger zu stimmen.

Am Flussufer stand dichtes Gehölz. Das Gewehr im Anschlag, denn er konnte ja nicht wissen, was alles in dem Gebüsch steckte, ging Sullivan darauf zu. Seine Besorgnis sollte sich als nur zu berechtigt erweisen. Noch wenige Schritte trennten ihn von den Büschen, da knackten Zweige und Äste. Die Blätterwand teilte sich, und ein mächtiger Büffel kam zum Vorschein. Einen Augenblick blieb das Tier stehen, überrascht vom Anblick des Eindringlings; dann senkte es den Kopf und stürzte sich brüllend auf ihn.

Es gelang Sullivan zwar gerade noch, sein Gewehr abzufeuern, aber der Schuss verfehlte das Ziel, weil der Büffel zu nahe und somit keine Zeit zum sorgfältigen Zielen war. Das Tier wurde nur leicht verwundet, und reagierte deshalb um so mehr gereizt.

Sullivan war gewandt und stark. Wenn auch das lange Umherirren ihn sehr erschöpft hatte, verlieh ihm doch die Lebensgefahr den erforderlichen Mut und gab ihm Kraft. Geistesgegenwärtig sprang er zur Seite, packte das Tier an seinen langen Kopfhaaren und zog mit der freien Hand das Messer aus dem Gürtel. Der Kampf war aber zu ungleich. Das riesige Tier schleuderte den Mann hin und her und warf ihn schließlich zu Boden. Jetzt war es um ihn geschehen. Da krachte plötzlich ein Schuss. Der Büffel bäumte sich hoch auf und brach dann zusammen. Eine dunkle Gestalt in in-

dianischer Kleidung sprang herzu und stieß dem Tier ein breites Jagdmesser in die Kehle.

Dann wandte sich der Indianer zu dem weißen Mann, der sich inzwischen aufgerichtet hatte und dem Herankommenden mit recht gemischten Gefühlen entgensah. Schließlich konnte er nicht wissen, was er von dem Mann zu erwarten hatte. Anscheinend hatte der Indianer aber keine feindlichen Absichten, so dass Sullivan es wagte, ihn nach dem Weg zur nächsten Siedlung zu fragen.

»Wenn der müde Jäger bis morgen warten will«, antwortete der Indianer, ohne Sullivan anzusehen, »so wird der Adler ihm den Weg zu der weißen Taube zeigen«. Damit winkte er ihm mit der Hand und schritt langsam voran. Nach kurzer Zeit gelangten sie in ein kleines Indianerlager. An seinem Ende machte der Indianer Halt, breitete für seinen Gast einige Felle am Boden aus, auf denen er bequem liegen konnte, und setzte ihm dann eine reichliche Mahlzeit vor, die aus Maiskuchen und Wildbraten bestand.

Die Nacht war inzwischen hereingebrochen. Der Farmer wusste nicht, wie ihm geschah. Unwillkürlich musste er einen Vergleich ziehen zwischen dem Indianer und sich selbst. Wie schämte er sich! Doch die Ermüdung ließ ihn nicht weiter nachdenken. Sobald er seinen Hunger gestillt hatte, schlief er ein.

Die Sonne war noch nicht im Osten aufgegangen, als Sullivan von seinem Gastgeber geweckt wurde. Dieser setzte ihm ein gutes Frühstück vor, und dann machten sie sich auf den Weg. Der Indianer ging voraus und wies mit großer Geschicklichkeit seinem Gast einen Pfad durch den dunklen Wald.

Gerade als der rote Feuerball der Sonne über den Spitzen der Felsenberge auftauchte, stand Sullivan wieder in der Nähe seiner geliebten Wohnung. Sie lag so still und friedlich da, dass er einen Freudenruf nicht unterdrücken konnte.

Mit Herzlichkeit wollte er sich jetzt bei seinem freundlichen Führer und Gastgeber bedanken, da wandte dieser ihm zum ersten Mal sein Gesicht zu und betrachtete ihn mit durchdringendem Blick.

Sullivan fuhr zurück. Wo hatte er nur seine Augen gehabt? Der da vor ihm stand, war ja niemand anders als jener Indianer, den er seinerzeit so grausam behandelt und beleidigt hatte. Ein ernster Vorwurf lag in den tiefbraunen Augen des Indianers und während er den zu Tod erschrockenen Farmer weiter durchdringend anblickte, sagte er: »Vor Monaten, als Karkutschi müde und hungrig vor dich trat, nanntest du ihn einen indischen Hund und jagtest ihn fort. Karkutschi hätte sich rächen können; aber die weiße Taube hat ihm zu essen gegeben und ihn freundlich behandelt, und deshalb

hat er dein Leben geschont und gerettet. Mein weißer Bruder kann jetzt nach Hause gehen. Doch wenn er noch einmal einen Menschen in Not sieht, möge er handeln, wie Karkutschi gehandelt hat.«

Damit wandte er sich zum Gehen. Aber Sullivan, den das Verhalten des Indianers sehr berührte, griff seine Hand und bat ihn flehentlich, doch mit ihm in sein Haus zu gehen, zum Beweis, dass er ihm vergeben habe. Und – der Indianer ließ sich erbitten.

Frau Sullivan war sichtlich überrascht, als sie ihren Mann in Begleitung des ihr bekannten Indianers in so früher Morgenstunde erblickte. Ihre Verwunderung verwandelte sich aber in tiefste Dankbarkeit, als sie hörte, was geschehen war. War das Erlebte nicht ein Wunder Gottes, eine unfassbare Antwort auf ihr Beten?

Selbstverständlich wurde Karkutschi von jetzt an in der Farmerwohnung nicht nur als Gast, sondern als Freund und Bruder empfangen und geehrt. Dieses Erlebnis wurde für Sullivan und seine Frau Anlass, eine bewusste Entscheidung für den Gott zu treffen, der ihr Gebet erhört hatte. Und dieser Gott, der das gute Werk in ihren Herzen begonnen hatte, ruhte nicht, bis es zu Ende geführt war.

Bei den Eheleute kam nun auch der Wunsch auf, ihrem indianischen Freund von ihrem Glauben weiterzusagen. Oft sprachen sie mit ihm über die Bibel,

über Gott und die Freude, die sie bei Jesus Christus gefunden hatten.

Es dauerte lange, bis Karkutschi die religiösen Vorstellungen seiner Urahnen ablegte und bereit wurde, die gute Nachricht der Bibel zu fassen. Aber eines Tages war es soweit: Er bekannte seine Sünden vor Gott und übergab sein Leben an Jesus Christus. Karkutschi, der leider verhältnismäßig jung starb, wurde fortan vielen anderen Indianern zum Segen.



*Das ist das Geheimnis der Liebe:
Sie versetzt sich in den anderen,
versteht seine Not, als wäre es ihre,
und fühlt seine Schmerzen und Sünden mit,
als wären es ihre eigenen.*

